

Erinnerungspost

Ludwig von Ficker
zum 13. April 1965 zugestellt

Otto Müller Verlag Salzburg

Mit dieser kleinen Publikation möchte der Verlag

LUDWIG VON FICKER
zur Vollendung seines 85. Lebensjahres

eine Aufmerksamkeit erweisen, die ihm vielleicht Freude macht. Das Ungewöhnliche, das darin besteht, zu einem solchen Anlaß drei (unveröffentlichte oder kaum zugängliche) Texte zusammenzufassen, die von dem zu Feiernden selbst stammen, mag dadurch gerechtfertigt sein, daß sie ihm selbst lange Zurückliegendes wieder in Erinnerung bringen, und daß sie zudem als Beispiele gelten dürfen für die Klarsicht dieses Mannes, der sich immer dort eingesetzt hat und einsetzt, wo es darum geht, in der Begegnung mit dem Mitmenschen der Wahrheit zu dienen und ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Als Dokumente solcher Art werden sie vermutlich auch denen willkommen sein, die sich Ludwig von Ficker als dankbar Beschenkte verbunden wissen.



Foto Pfaundler

Ein halbes Jahrhundert, nachdem er Georg Trakl im Garnisonsspital zu Krakau ein letztes Mal gesehen, betrachtet Ludwig von Ficker eine Wanderausstellung, die zum 50. Todestag des Dichters dessen Leben und Werk in Bildern und Dokumenten darstellt.

AUS EINEM UNVERÖFFENTLICHTEN BRIEF

Zu Beginn des Jahres 1934 trat ein norddeutscher Kandidat der Philosophie, Werner Meyknecht, an Ludwig von Ficker mit der Bitte heran, er möge ihm mit Auskünften und Hinweisen behilflich sein. Meyknecht arbeitete an einer Dissertation, welche dem — damals noch keineswegs modischen — Thema „Das Bild des Menschen bei Georg Trakl“ gelten sollte.

Ludwig von Ficker kam dem unbekanntem jungen Mann unverzüglich mit der vertrauensvollen Liberalität entgegen, die sich der Fünfundachtzigjährige bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Es entstand für eine Weile ein Briefwechsel, aus dem hier ein Brief des Älteren an den Jüngeren mitgeteilt wird.

Es war von jeher so, daß die großen Briefschreiber auch zu sich selbst sprachen, indem sie mit ganzem Herzen sich ihrem Gegenstand und dem Empfänger ihrer Meinung zuwandten. Dem späteren Leser ist gestattet, solchem Selbstgespräch zu folgen — welche Scharfsicht tut sich hier kund, welche Kraft und Liebe des Begreifens! Mit der bescheidensten und zugleich kühnsten Gewißheit wird eine Poesie begriffen, deren schwermütige Zeichen auf die spirituelle Tragweite dieses Grundschuld-erlebnisses der Menschheit in den Gesichtern des Dichters hinweisen. Bis heute ist nichts Zutreffenderes gesagt worden, als was in diesem Brief vom 28. 1. 1934 steht, und es kann gar nichts Zutreffenderes gesagt werden. Alle nachträglichen Mühen haben schließlich nur der Bestätigung des von Ficker Antizipierten gedient, weil es die Wahrheit war: Ich betrachte nichts von dem, was mir so einfällt, als mein Eigentum. Eine solche Freiheit ist ihm eigen.

Sehr geehrter Herr!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich nicht sofort auf Ihr freundliches Schreiben antworten konnte. Haben Sie Dank dafür wie auch für die Zusendung der Bayerthal'schen Dissertation, die mich sehr interessierte und die ich hier zurückstelle. (Aus den Fragezeichen und sonstigen Anzeichnungen, die Sie darin machten, konnte ich schon ersehen, wo Sie hinauswollen und daß Ihr Instinkt hier auf der richtigen Fährte ist.) Sie erhalten hier auch die Jugendgedichte . . .

Was das seltsame Selbstporträt Trakls betrifft, so befindet sich dieses bei der Malerin und Dichterin Frau Hildegard Jone-Humplik in Verwahrung, Adresse: Ried im Innkreis, Oberachgasse 5 (Ober-Österreich). Eine Photographie davon existiert nicht. Eine Büste Trakls von dem Bildhauer Josef Humplik ist in meinem Besitz. Sie ist in einem Heft der „Österr. Kunst“ abgebildet, das ich auch beilege.

Die tragische Beziehung Trakls zu seiner Schwester — die Selbstvernichtung gleichsam in der Beziehung zum eigenen Blut — ist aus seinen Dichtungen herauszulesen (bestätigt auch durch eines der Jugendgedichte). Sie ist für das Bild des Menschen bei Trakl wichtig, für das Inferno, durch das er gegangen ist, um seine Erlösungshoffnung, die ganze Passion, durch die er gegangen ist, zu verstehen. Das Seherische, gerade in der Art, wie Sie es zitieren, kommt bei Trakl aus diesem Fegefeuer, diesem brennenden Dornbusch seines Wahrnehmungsvermögens im Bewußtsein seiner Schuld, begangen am Ebenbild seiner Verzweiflung in Fleisch und

Blut. Darüber war Trakl persönlich die Verstummtheit selbst, doch hat sich mir seine Schwester, die nach seinem Tode nur mehr ein Schatten seiner und ihrer selbst war, in einem verzweifelt Selbstverwerfungsbedürfnis — sie hat ja dann später Hand an sich gelegt — darüber einmal anvertraut. Wie weit hier aber bei Trakl die Vision der Erlösung über die Tragweite seines Schuldbewußtseins hinausgeht, mögen Sie an dem Vers ermessen: „Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden: *Ein* Geschlecht.“ Friedrich Pater hat das einmal im „Brenner“ (VII, 1, S. 146) — ich lege den Band bei — im Sinne des Begriffs der Androgyne, dessen Bedeutung für das Ideal der Romantik er hervorhebt, verstehen wollen. Das hat etwas für sich, wenn man in der Abstraktion der Anschauung, im Bereich des Übertragenen bleibt. Aber wie wenig hier Trakl ein Ideal vorschwebte, sondern im Gegenteil die Erlösung aus einer furchtbaren Realität, das Aufgehen seiner Sehnsucht in eine jenseitige Realität der Versöhnung alles Gegensätzlichen, wie sehr ihm als Auferstehung des Fleisches die Aufhebung des Gegensatzes der Geschlechter, der Leidenschaft des eigenen im anderen Geschlecht, vor Augen stand, das dürfte jedem erschütternd klar werden, der einmal ganz konkret erfaßt hat, aus welcher Tiefe erlebter Schuld und erlittener Verzweiflung das eigentümliche Gesicht von Trakls Prophetie, die Mündigkeit seiner Ergriffenheit als Seher steigt. Dann wird er auch die weittragende metaphysische Bedeutung dieses tragischen Einverständnisses zwischen Bruder und Schwester ahnen, diesen Blutsturz der Erkenntnis, der zwei Geschwister antrieb, sich im Bösen zu erkennen, sich aufzugeben und aufzuheben in der Mischung der Geschlechter innerhalb des eigenen Geschlechts, des so in seiner Fluchbeladenheit begriffenen. Der Selbstvernichtungsdrang, aber auch das Erlösungsbedürfnis, welche diesem Passionsverhältnis zwischen Bruder und Schwester zugrunde lagen, ge-

wannen im Wesen Trakls schließlich einen leidvoll gefaßten, in dem seiner Schwester einen schmerzlich verzerrten Ausdruck. Es schien, als sei der Bruder das Gehäuse des Geistes um die zerbrechliche Seele der Schwester, der „Jünglingin“, die ihm wie sein Negativbild glich, und ohne eine Ahnung davon, wie das kreatürlich zusammenhängt, wird man die bittere Frucht dieses Sündenfalls in ihrer paradiesischen Herkunft nicht leicht erkennen. Darüber spreche ich mich hier zum ersten Mal aus — und zwar mit Absicht in die Ferne, zu einem Unbekannten —, weil ich spüre, daß hier im Rahmen Ihres Themas, wenn es ehrfürchtig und behutsam angepackt wird, vielleicht die einzige Gelegenheit ist, ein ernstes und gewichtiges Wort darüber zu sagen — eines, das vielleicht verhindern kann, daß später einmal Unberufene an diese todernten, aber leicht verkennbaren Dinge rühren. Es lassen sich auf Grund meiner Andeutungen wahrscheinlich auch die Spuren in den Dichtungen selbst leichter verfolgen, die auf die spirituelle Tragweite dieses Grundschulderlebnisses der Menschheit in den Gesichtern des Dichters hinweisen, und das Bild des Menschen bei Trakl kann so eine Aufhellung erfahren, die Ihrem Wahrnehmungsbedürfnis sehr entgegenkommt und die Richtung, in der es sich bewegt, rechtfertigt. Auf diese Objektivation wird es um so mehr ankommen, als der Dichter selbst, wie gesagt, nie ein Wort darüber verlor, aber sichtbar gebeugt unter die Last eines solchen Schicksals in seiner Haltung war und Augenblicken des Nachsinnens und der Versunkenheit stets mit einem Seufzer ein Ende setzte. (Er hat auch „Christus“, den Namen des neuen Adam, das einzige Mal, als er ihn hinsetzte in seine späten Dichtungen, ganz hart und kristallen mit „K“ geschrieben — sein ganzes Leid schien mir darin konzentriert durchsichtig gemacht.) In dem Nachruf, den ich am Grabe Trakls hielt, habe ich ja angedeutet, wie ich dieses Schuldverhältnis

zwischen Bruder und Schwester, das wie aus dem Herzen des Bösen in die Schwermut der Liebe und hinauf in Gottes Barmherzigkeit gehoben schien, im Aspekt seiner Verklärung sehe. Ich glaube nicht, daß man es, will man ihm gerecht werden, in einer volleren Wirklichkeit als dieser sehen kann.

Wie Karl Kraus zu Trakl stand? Ich glaube die Behauptung auf mein Gewissen nehmen zu können, daß Kraus wohl das Ungewöhnliche der Erscheinung Trakls spürte, aber im Grunde nichts Rechtes mit ihr anzufangen wußte. Das ist auch nicht verwunderlich. Kraus liebt die idealen, die klassisch aufgeräumten Geisteshorizonte, die leicht aufzuhellenden, die durch keine Emotion der Wahrheit, die über ihnen ist und ihre Schatten auf sie wirft, im Pathos ihrer Eigenmächtigkeit zu erschüttern sind. Gerade die Dichtung Trakls aber spiegelt einen solchen, durch Einbruch der übernatürlichen Wahrheit in die Sphäre seiner natürlichen Idealität bis auf den Grund erschütterten Geisteshorizont, und das ist auch der Grund, warum das Wort, in dem hier alles zu Ende gesehen ist, inmitten aller Fülle seines Wohllauts so einsilbig erscheint. Kraus mußte in Trakl auch geistig den Zukurzgekommenen, das Siebenmonatskind, sehen, während Trakl, der Kraus bewunderte, fand, daß der Geist bei Kraus sich wohl an der Substanz der Wahrheit nähre, sie aber zugleich im Medium seines Schöpferischen verahre, so daß am Ende trotz der unerschöpflichen Möglichkeiten, die ihm die Zeit biete zur Satire, seine Wirkung sich selbst aufzehren, sich selbst erschöpfen müsse an der begrenzten Möglichkeit der Satire, dem Ernst der kommenden Zeiten im Geiste der Wahrheit zu begegnen. Ähnliches konnte man von Trakl bisweilen hören und wenn er das verband mit einer rückhaltlosen Bewunderung des Kämpfers, der unerschrocken auf verlorenem Posten steht, so fühlt man schon, wie tief das Bewußtsein der eigenen Verloren-

heit bei Trakl in einem Glauben wurzelte, der ihn als Seher zum weitblickenden, seiner Zeit beherzt vorausschauenden Realisten machte. Ihm gegenüber darf, im Widerstand zu ihr, Kraus als der letzte Idealist dieser Zeit gelten — er, der sich mit der furchtbarsten Realität herumschlägt, die der Aspekt der Welt heute nur immer darbieten kann, ohne anders mit ihr fertig zu werden, als indem er ihr Tödliches viviseziert, aber zugleich im Laboratorium seines konsequent auf Konservierung bedachten Geistes revivifiziert der Nachwelt überliefert. Trakl aber hat aus der Hölle seines Lebens durch ihre Wirklichkeit hindurch (nie über sie hinweg!) bis in die Wirklichkeit des ferngerückten Himmels gesehen. Das ist der Unterschied, der himmelweite Unterschied auch im Wesen der Selbstaufopferung der beiden.

Was nun noch Ihre Frage betrifft, ob man „Elis“ und „Kaspar Hauser“ im Sinne eines diesseitigen Menschenbildes sehen dürfe, so ist darauf natürlich schwerer zu antworten als in dem Falle von „Sebastian“ und „Helian“, wo der Dichter eben klar erkennbar sich selbst hinausgesehen hat in die Gestalten seiner Vision, die diese Namen tragen. Besonders im Falle „Elis“ ist das schwer, wo schon der Name so losgelöst ist von allem irdisch Erkennbaren wie die Landschaft, in der diese Verse stehen. Oft habe ich gedacht, ob in diesem Knaben nicht die Erinnerung an Trakls reine Kindheit verabschiedet ist und daß sie deshalb so unkenntlich fern wie an das Firmament des Himmels geschrieben ist, weil sie am verlorensten lebte im Bewußtsein der Hölle, die in seiner Seele brannte. Merkwürdig und vielleicht ein Fingerzeig ist, daß einmal der Dreiklang „Elai“ fällt, und zwar wie vom Himmel fällt. (Ob etwa das „Eli, eli, lama“ darin mitklingt?) Elis ist jedenfalls die fernste aller Trakl'schen Namenfiguren. Bei „Kaspar Hauser“ muß man sich vergegenwärtigen, daß Trakl selbst sich einmal in einem Brief als „armen Kaspar

Hauser“ bezeichnet. Hier ist also in der Erscheinung einer rätselhaften historischen Figur eigenes Wesensschicksal so wahrgenommen, daß es in der Reduplikation der Vision ganz wieder in die Umrisse einer Transfiguration aufgehen konnte, die dem jenseitigen Menschenbilde den Namen und die Züge seines ursprünglichen Trägers zurückgeben konnte. (Bekanntlich hat auch Verlaine einen „Kaspar Hauser“ geschrieben.) Von dem Charakter dieses geheimnisvoll Kommunizierenden zwischen eigenem und fremdem Schicksal im Blickfeld seiner Vision kann vielleicht die Andeutung eine Vorstellung geben, daß Trakl, wenn er heute noch lebte, wahrscheinlich auch im Schicksal eines van der Lütke etwas erkannt hätte, was ihn wesentlich angeht. Für alles Aufgeopferte in der Menschheit hat er einen Blick gehabt, der unergründlich schien.

Selbstverständlich können Sie von meinen Ausführungen für Ihre Arbeit jeden Gebrauch machen, der Ihnen dienlich scheint. Ich betrachte nichts von dem, was mir so einfällt, als mein Eigentum. Nur glaube ich, daß sich manches klarer und einfacher ausdrücken ließe, als ich es im allgemeinen vermag, und wenn *Sie* das Ihre Sorge sein lassen, so wird mich das freuen — und nun wünsche ich Ihrer Bemühung besten Erfolg.

In Hochschätzung ergebenst

Ihr

Ludwig Ficker

DAS NEUE GEBOT

Der folgende Brief ist 1937 in der Zeitschrift „Die Erfüllung“ erschienen und an deren Herausgeber, den damaligen Kaplan Johannes Oesterreicher, gerichtet. Msgr. Oesterreicher lebt heute in New York und ist maßgeblich beteiligt an der Ausarbeitung des Kapitels über die Juden innerhalb des Ökumenismus-Schemas beim 2. Vatikanischen Konzil. In den dreißiger Jahren begründete er in Wien das Pauluswerk als eine Stätte der Begegnung zwischen Juden und Christen. Da auch der „Brenner“ die gleiche Fährte verfolgte, ersuchte Kaplan Oesterreicher Ludwig von Ficker, sich in der „Erfüllung“ ebenfalls zur Judenfrage zu äußern. Dies war das einzige Mal, daß Ficker außerhalb des „Brenner“ das Wort nahm. Im Rückblick auf diesen Beitrag darf vielleicht interessieren, was Msgr. Oesterreicher kürzlich in einem Interview, das Judenkapitel betreffend, geäußert hat: „Das größte Wunder ist jedoch, daß es Christus — der Christen und Juden trennende — ist, der sie miteinander verbindet.“

Lieber Herr Kaplan!

Wenn wir die Zeitlage in dem engen Lebensraum, der uns auf Erden gegeben ist, betrachten, und zwar mit jener Teilnahme betrachten, die einer Gesamtbesinnung dienlich sein will, dann läßt sich nicht verkennen, daß der Jude heute, der seine Situation begriffen hat, aber auch der Christ, der diesen Namen noch verdienen will: daß beide heute bedenklich ausgesetzt sind in der Welt. Zwar stehen sie, denkwürdig gefaßte Träger dieser gemeinsamen Preisgegebenheit in einer merkwürdig erregten Welt von Wahngläubigen, vor dem Wahrzeichen des Kreuzes Christi, das die Geister scheidet, auf tragisch getrenntem Glaubensgrund. Aber dieser Grund, ihr eigentlicher Lebens- und Leidensgrund, der ja nicht ohne tiefere Ursache, nicht ohne einen fernher wirkenden spirituellen Beweggrund heute so unheimlich erschüttert wird, ist von derselben Gotteskraft der Offenbarung und der Überlieferung getragen, die beiden, Jude wie Christ, sobald sie erst den Boden ihrer Selbstsicherheit in diesem vulkanisch bewegten Geisterreich des aufsteigenden Antichrist bedrohlicher unter sich wanken fühlen, zu wahrer Gottesfurcht und hoffentlich auch zu rechter Einmütigkeit im Banne dieser Gottesfurcht verhelfen wird. Anzeichen dafür sind heute schon vorhanden, wenn auch noch schwache Anzeichen — denn das Vordringen der Nacht, die unser Wachsein fordert, scheint vielen Aufgeweckten, aber Unausgeschlafenen unter uns noch immer wie außerhalb dieser Erdenzeit vor sich zu gehen und in nichts das Nahen des Tages zu verraten, von dem geschrieben steht,

daß er kommen wird wie der Dieb in der Nacht. So verstiegen uns also eine solche Voraussicht auf weite Sicht auch anmuten mag im Hinblick auf die gespenstische Kurzsichtigkeit, die unter uns Christen selbst noch umgeht und die eine jede Zuversicht dieser gewagten Art zu einem phantastischen Selbstbetrug zu stempeln scheint: wer in Wahrheit heute ein Wanderer zwischen zwei Welten und also kein Schlafwandler ist, der wird zwischen Zeit und Ewigkeit das Kreuz der Menschwerdung neu aufgerichtet und seinen Träger, den erniedrigten Gottessohn, bis zum letzten Atemzug Seiner im Selbstopfer vollbrachten, im Selbstopfer aber auch erst vollends auflebenden Liebes- und Erlösungstat daran erhöht sehen. Und überblickt er so, im Vorgefühle kommender Ereignisse, das unsterbliche Vorbild des erlösten und erhöhten Menschensohns vor Augen, die Kraterlandschaft der ausgeträumten Träume unserer Selbstherrlichkeit und horcht er auf den seltsamen Posaunenwind, der sich über ihr erhoben hat, dann wird er, überwältigt von der Sprache der Wirklichkeit — einer Wirklichkeit, in der vernehmbar durch den Äther hin die Abgründe einander rufen und Licht und Finsternis bereits wie auf der Walstatt einer heilsgeschichtlichen Entscheidung den schrecklichen Nahkampf um die Seele des Menschen führen —, hinter all den Drangsalen, die uns heute bestürmen, nicht nur die Atemnot des Menschenmörders von Anbeginn, sondern auch das Wehen des Geistes spüren, der, am Ende allzeit mächtiger als Sein Feind, schon die Weissagung des Isaias mit dem Licht der Verheißung erfüllte: „Und Ich werde all Meine Berge gangbar machen und Meine Straßen werden sich erhöhen.“ Dann werden alle, die zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen — und das werden wieder Christen und auch (wie seit je) Juden sein —, von der Wahrnehmung ergriffen werden, daß Gott der Allmächtige, der auf Sinai gesprochen und durch den

Mund des Heilands uns das Neue Gebot gegeben hat, auch in dem Wirken des Widersachers, der uns bekanntlich sieben darf wie Weizen, die Voraussetzungen, die welterschütternden, schafften wird, die uns nach einer Zeit des offenkundigen Abfalls von Gott, aber auch der heimlich wachsenden Ehrfurcht vor Seinem Wort die Heimkehr zu den Quellen des Heils durch alle Heimsuchungen hindurch ermöglichen werden.

Vorerst freilich sehen sich beide, Jude wie Christ, je nach Art und Tragweite ihrer Verschuldung, ihres Versagens vor der Stimme des Herrn, in eine Verteidigungsstellung gedrängt, die zumindest den Christen dazu bewegen wird, die Mittel zu seiner Selbstbehauptung in diesem Kampf der Entscheidung, der ja nur ein Gewissenskampf, ein Kampf um die Palme der Selbstaufopferung im Dienste der Wahrheit sein kann, aufs sorgfältigste zu prüfen. Erst wenn er sich über die Tragweite des Anspruchs, den das Neue Gebot an ihn selbst und seine Opferbereitschaft stellt, ganz klar geworden ist; erst wenn er selbst den Abgründen der Ohnmacht und der Verzweiflung, die zwischen Forderung und Erfüllung des christlichen Liebesgebotes im Herzen des Menschen aufklaffen können, mit Gottes Hilfe entstiegen ist und also weiß, aus eigener Erfahrung weiß, welche Selbstüberwindung uns das kosten kann: erst dann wird er, eingedenk seiner Armseligkeit und voll Nachsicht mit den Schwächen der Brüder, das Losungswort ausgeben dürfen, das der Menschenseele, der eigenen wie der fremden, der getauften wie der ungetauften, der übermütigen wie der verängstigten, im Augenblick der Todesgefahr — und wann schwebten wir heute nicht in dieser Gefahr?! — als Zuspruch und Erkennungszeichen frommen mag. Nur im äußersten Notfall also — denn weithin ist die Existenz des lebendigen Christen heute, der im Kampf um den Felsen Petri sich gegen die Pforten der Hölle wirft, ein Dämpfer be-

reits, aber auch ein Stachel für den Übermut jener bloßgestellten Scheinchristenwelt, die auf dem Rücken der Kirche offen mit dem Teufel paktiert — und nur dann, wenn er jede Spur von herausforderndem Wesen entschlossen von sich selbst abgetan hat, wird er dem Angriff einer Wirklichkeit, deren Stolz wie deren Torheit es ist, daß sie es mit der Wahrheit, der einmal für immer geoffenbarten, im Grunde nicht so genau nimmt, den Einsatz der eigenen Wirklichkeit, den Mut der eigenen Wahrheitsliebe entgegenstellen dürfen. Sonst trifft er am Gegner, der als Versucher ja nicht selten aus der eigenen Versenkung auftaucht, vorbei in eine Leere, in der er, am Ende selber von seinem Schutzgeist, seinem Engel verlassen, in einer tragischen Siegeszuversicht mit seinem Gott und seinem Gewissen allein bleibt. Das kann nicht der Zweck der Übung sein, zu der wir uns heute aufgeboten fühlen. Wollen wir daher einem solchen Fehlschlag unserer Tapferkeit vorbeugen und verhüten, daß in dieser Nacht der Erprobung die Gaben des Heiligen Geistes, die im entscheidenden Augenblick die Geistesgegenwart des Herrn in uns verlangen, durch unsere Schuld den törichten Jungfrauen ähnlich werden, die zwar ihre Lampen, aber kein Öl mithatten, dann müssen wir mit gutem Beispiel vorgehen und ein übriges tun. Dann müssen wir auf die Geisteshaltung des Gegners, die ja immer aufschlußreich und, wo er mit offenem Visier kämpft, nie zu verachten ist, gebührend Rücksicht nehmen und uns selbst mit dem Geist der Liebe wappnen, den wir an ihm vermissen. Denn es ist ein offenes Geheimnis, das alle Liebenden kennen, sowohl die glücklich wie die unglücklich Liebenden, daß wir am Wesen der Liebe, diesem unsterblichen Lebewesen der Wahrheit, nur als Gebende, als Zurückgebende, nicht als Fordernde Anteil haben. Aber es gehört zum heroischen Wuchs der Liebe, zu ihrem Triumph im Geist der christlichen Liebe, daß sie im Akt der

Selbstaufopferung, in der vollendeten Nächstenliebe, die Feindesliebe in sich begreift. Das hat uns der göttliche Vollmachtträger der Liebe, das hat uns der Heiland am Kreuz geoffenbart. „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Das ist der letzte Sinn des Neuen Gebotes, den wir im Aufblick zu dem gekreuzigten Menschensohn unserer Erinnerung einprägen müssen. Besonders in gespannten Zeiten wie diesen, da der verwesende Leib der Christenheit dem toten Lazarus vor der Erweckung gleicht — und besonders wir hier in Österreich, das ist klar. Anders nämlich werden wir des leuchtenden Beispiels von Selbstaufopferung, das in der Beherztheit seiner staatsmännischen Sendung — uns und dem ganzen Abendland zum Gedächtnis — Kanzler Dollfuß gegeben hat, nie würdig werden; denn er hat es im Namen Christi gegeben — „eingepflanzt in die Ähnlichkeit mit Seinem Tode“. Das ist nicht zu vergessen.

Im übrigen versteht sich wohl von selbst, daß das Licht nicht in die Welt gekommen ist, um vorzüglich den Bemühungen jener zu leuchten, die aus weltlichen Rücksichten, aus Superklugheit oder aus Unverstand, es zeitweilig verdunkeln zu müssen wännen. Aber mit der Zeit — und die Zeit hat heute ein sehr flüchtiges Aussehen — wird das Licht auch diesen verlorenen Schafen heimleuchten, wie es uns heimgeleuchtet hat, die wir — ich spreche jetzt von mir — so lange sprachlos in der Finsternis irrten. Wo immer wir heute hinsehen, im engsten wie im weitesten Umkreis, durch alles Grauen dieser Welt hindurch, das ja ein Morgengrauen ist, wie über allen Anschein des Gegenteils hinweg gewahren wir ja mit Staunen, daß das Licht sich Bahn bricht, und um so mächtiger, je finsterer die Welt, die es noch immer nicht begreifen will, ihm entgegentritt — denn dieses Licht ist nicht von dieser Welt, das werden wir noch alle erleben. Wenn nicht in diesem, dann — wer weiß, vielleicht schon über

Nacht — in jenem Leben, von dem ja unsere Erdentage, die immer mehr, im Guten wie im Bösen, und immer deutlicher sich aufhellenden, ihr letztes Licht und ihren letzten Sinn empfangen. Dann werden wir mit Schrecken, und haben wir den guten Kampf gekämpft, mit Freude und mit Schrecken wahrnehmen, daß die Wirklichkeit Christi — das ewige Licht, dem wir entgegengehen — in Seiner Macht und Herrlichkeit besteht und daß das Wort des Heilands, das Er beim letzten Abendmahl zu Seinen Aposteln sprach: „Den Frieden hinterlasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch“, nicht auch für den Verräter gilt, der unter uns saß. Denn der endet ja durch Selbstmord.

In diesem Licht der Wirklichkeit Christi gesehen, erscheint uns aber auch jede Lösung der Judenfrage, die sich dem Bereich der Gnade und der Erleuchtung von oben willkürlich verschließt, als ein Notbehelf, dessen Fragwürdigkeit mit der Maßlosigkeit und Gütelosigkeit seines Gerechtigkeitsanspruchs wächst. Denn erst jenseits der Klagemauer, die nicht nur zwischen der Heilserwartung der Juden und ihrer zum Trotz versteinerten Frage an Gott den Gerechten, sondern auch zwischen ihnen und der Spottlust von „Christen“ errichtet ist, die den verzweifelten Charakter dieser Frage und ihre schauerliche Tragweite noch gar nicht erfaßt haben, beginnt das Reich der Erlösung für beide und das Licht der Erkenntnis, das alle eint. Solange aber dieses Zwielficht zwischen uns herrscht, in dem der eine den andern und beide den Einen, den Einigen in der Gnadenwirkkraft des Dreifaltigen, nicht mehr oder noch nicht erkennen, hat auch der Seelensorger, der hier Stellung bezieht und vor dem Ernst seiner Aufgabe steht — ja er wie keiner sonst nächst dem christlichen Staatsmann, der durch tückisches Gelände seinen gewagten Einsatz vortragen muß —, und hat die Ehre der Kirche Christi einen schweren Stand. Denn furchtbar ist es, Gottes unerforsch-

lichen Ratschluß als Firmament der Weisheit und der Gerechtigkeit über sich zu wissen, wenn man immer wieder dem eigenen wie dem geistigen Elend der Brüder begegnet, die in uns ihren Feind erblicken, und eine Prüfung ohnegleichen ist es, dabei den ausgetretenen Spuren eines Hasses folgen zu müssen, der wie Ahasver, der ewige Jude, ständig auf der Flucht vor sich selbst in den Selbstbetrug ist und der heute den vielen, die zwar dem Namen nach sich noch zu Christus bekennen, aber aus ihrem Herzen längst eine Mördergrube gemacht haben, wahrlich flammender noch als den Juden als ihr Kreuz- und Kainszeichen an die Stirne geschrieben steht. (Das muß und darf hier gesagt werden von einem, der überzeugt ist davon, daß die Art der „Erfüllung“, die Judenfrage zu sehen und sie ins Licht einer letzten Besinnung zu rücken, die richtige, nämlich die christliche ist.) Da aber unsere eigene Vernunft meist noch so getrübt und unser Verstand so ohnmächtig ist, daß gegen das Grauen vor all der Verblendung, die das Menschenherz zuzeiten befallen kann, das Licht der Liebe und des Staunens über so viel Irrsal unseres guten Willens und so viel Ausflüchte unseres schlechten Gewissens nur mühsam aufzukommen vermag, so bleibt uns anderen, uns gläubigen Laien, denen jeder Blick nach außen wie nach innen nur die Notwendigkeit, uns zu heiligen, zu Gemüte führt, oft leider auch nichts anderes übrig, als aufs Geratewohl uns gehen zu lassen und aus unserer Not, die so sehr unserer Erbschuld ähnelt, eine Tugend zu machen. Eine oft recht fragwürdige, das ist sicher. Denn hier, in dieser verteufelten Zwangslage, in diesem höllischen Engpaß zwischen gestern und morgen, begegnen wir dem bösen Feind auf Pfaden, die hart an Abgründen vorbeiführen, und wem in diesem Augenblick sein Leben lieb ist, der sehe zu, daß er nicht falle. Sonst triumphiert der andere.

Auch das gilt für uns alle.

Zielt aber unsere Bemühung dahin, wohin sie aus dieser unserer Gewissensnotlage im Herzen von Europa zielen muß: dem Menschenbild in uns seine Gottebenbildlichkeit zurückzuerobern, dann dürfen wir nicht übersehen, daß der Christ, dem die Vorsehung heute neue Wege der Besinnung weist, dem Juden, der sich von derselben Vorsehung — hoffen wir, zu seinem Heil — Gott weiß wohin im Geist verschlagen sieht, als Menschenbruder vorübergehend in diesem merkwürdigen Exil von Vaterländern begegnet, die nicht mehr oder nur noch wie im Traum zu wissen scheinen, wo — in welchem gemeinsamen Vaterland der vollendeten und also vorbildlichen Opferliebe — sie im Geiste ihre Heimat und die Bürgerschaft ihres Heiles haben. Das ist ein Vorgang, der im Schicksalsraum der abendländischen Geistessendung in solcher Ausgeprägtheit noch nicht dagewesen ist; aber wenn er auch von einer Augenblickstragik ist, deren Tragweite noch gar nicht abzusehen ist — denn wieder glauben wir den Engel über Israel und der verstörten Welt zu spüren, der einst den schlafenden Elias in der Wüste weckte: Steh auf und isß, du hast noch einen weiten Weg! —, so gibt doch die Erscheinung, die uns da so nahetritt und aus einiger Entfernung an den Auferstandenen, den fremden Bruder auf dem Weg ins Abendland erinnert, die Möglichkeit zu einer Heilswahrnehmung, in welcher die Tore zur großen Zuflucht erst vollends aufgehen, die Zugänge zu neuen Ausflüchten aber sich schließen werden. Denn das alles spielt sich zwar im Hintergrund, aber sichtlich hoch über dem wechselnden Kulissenzauber des großen Welttheaters ab, auf dem die prominenten Regisseure des Zeitgeschehens, diese berufenen Scheinwerferkünstler im Aufklärungsdienst der Geheimen Offenbarung, gerade jetzt die letzten Vorbereitungen zu treffen scheinen, um über die Köpfe einer zwieträftig verdutzten Christen- und Judenwelt hinweg die offenbar bereits

mit Spannung erwartete Fortsetzung der Letzten Tage der Menschheit in Szene zu setzen, und zwar im Stile jener fabelhaften Weltuntergangs-Revue, die im Konzept der großen Zeitvision des jüngst entschlafenen Karl Kraus schon eine schwache Vorstellung ihrer apokalyptischen Durchschlagskraft gegeben hat. Aber sind wir uns auch einig darüber, daß bei Betrachtung der makabren Geistesverfassung, in der diese Welt des Abfalls vor unsern Augen lebt und abstirbt, kaum etwas übrigbleibt, was ein hoffendes Christenherz im Augenblick erfreuen könnte, und scheint auch die Vereinsamung der Menschenseele unter dem Sorgenhimmel der Prüfungen, die über sie verhängt sind, allmählich ungeheuer, so muß ich Ihnen, lieber Herr Kaplan, um der Liebe Christi willen, die eine Liebe ja zu aller leidenden Kreatur ist, doch sagen: Ich habe mit der Zeit ein großes, ja in den letzten Jahren, so wunderlich dies scheinen kann, ein unbegrenztes Vertrauen in den Ratschluß der Vorsehung gewonnen, und eine unerschütterliche Überzeugung, beruhend auf einer mich ständig bewegenden Erfahrung, sagt mir, daß in jede Heimsuchung, betreffe sie nun einen Einzelnen oder jene Vielheit Einzelner, von deren Geisteskraft, Mut und Verantwortungsbewußtsein am Ende wohl auch die Besinnung eines Volkes abhängt, ein Keim des Segens gesenkt ist, der in jenen aufgehen und für die Menschheit Früchte tragen wird, die sich in der Prüfung bewähren. Freilich nur in diesen, deren Kennzeichen es ist, daß sie Gottes Last, im fremden wie im eigenen Leide spürbar, getrost als ihre eigene Last auf sich nehmen und in dem Maße, als diese Bürde, diese mit der Zeit notwendig wachsende Bürde, je williger und standhafter sie von ihnen getragen wird, ihre Schultern leichter und immer leichter zu drücken scheint, aller Schwachheit und aller Überheblichkeit entwachsen. Was also befürchten wir? Ist Gottes Wort nicht mehr mit uns? Bei

Seiner kleinen Herde? Als immer neues Testament und ewig gültiges Vermächtnis? Oder sind in diesen gewaltig aufdonnernen Verfallszeiten, da alle Spiegel der Wahrheit den Blendwerken der Hölle dienen müssen, unsere Augen schon so schwach und vor den Lautsprechern der Lüge unser Ohr, das geduldig aufhorchende, taub geworden für die Stimme der Wahrheit und den Mahnruf der göttlichen Allmacht, wie er in Ewigkeit vorausgeht dem Gang zur Schädelstätte, dem Tod am Marterholze und der Auferstehung des Herrn: Himmel und Erde werden vergehen, aber Meine Worte werden nicht vergehen?! O wie gerne würde ich in diesem Augenblick, da ich den klaren Horizont Ihrer Gewissenhaftigkeit weder von Kleinmut noch von Ungeduld getrübt sehen möchte, meine Zuversicht, die nicht ganz billig erkaufte — denn ich glaube den Stern zu kennen, der Wermut heißt, und seine Bitterkeit verspürt zu haben im Quellgrund unserer Freude, dem Schöpferherzen des Erlösers — wie gerne würde ich sie auch jenen Kleingläubigen unter uns mitgeteilt sehen, die in ihr nur eine Verlegenheit und nichts als Weltfremdheit erblicken müssen! Denn viele wissen zwar aus den Katastrophenbildrollen der Apokalypse um die gewaltigen Auswirkungen des Sündenfallverhängnisses und um die kosmischen Erschütterungen, die sie nach sich ziehen, aber nur wenige tragen schon in sich selbst versenkt die letzten Gründe und die Abgründe des vorgesehenen Läuterungsprozesses, die auf dem labyrinthischen Wege ihrer Heimsuchungen und unter der Wolke des drohenden Gerichts die bangende Menschenseele erst noch wie eine Todeszone ihrer Heilserwartungen durchmessen muß, soll über das dunkle Ende dieser Weltzeit hinweg die neugeborene Schöpfung, die ja jeder Erhebung des Herzens zu Gott dem Schöpfer als ihr ursprünglich zugehöriger und endlich wiedergewonnener Himmel auf Erden offensteht, am Firma-

ment der Wiederkehr des Lichtes, da der „Erstgeborene aus den Toten“ in Seiner Majestät und Herrlichkeit erscheinen wird, jenes verwandelte Gesicht enthüllen, das einst der heilige Seher auf Patmos in dem strahlend aufgeschlossenen Wahrnehmungsbereich seiner versiegelten Wortempfängnis als neuen Himmel und neue Erde erfahren und geweissagt hat. Aber wenn man mit seiner ganzen Existenz so an die Wand gedrückt ist wie ich und viele heute, denen der Lebensatem, der Atem der Liebe gleichwohl nicht ausgeht — und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil Gott sich ihrer wunderbar erbarmt hat —, dann bekommt man ein Auge dafür, wohin man mit seiner Erkenntlichkeit, wohin man mit seinem Wort und seinem Schweigen gehört. Und birgt in beidem, im Reden wie im Schweigen, den Trost der unvergeßlichen Erfahrung, daß die Ohnmacht des einen der Tragkraft des anderen stets zu Bewußtsein und die Tragkraft des Einen, der mit dem Siegel Seiner barmherzigen Vaterliebe, dem Sakrament der Selbstaufopferung Seines Wortes in der Opferhingabe des Sohnes, über allem Säglichen und Unsäglichen dieser Welt steht, menschlichem Versagen doch immer wieder zu Hilfe kommt. Dann lernt der Arme im Geiste, den der Heiland selig gepriesen hat, das Wort der Mündigen schätzen und lieben, die mit der Leuchte ihrer gründlicheren Einsicht und dem Grabscheit ihres helleren Verstandes seinem guten Willen zur Seite stehen, weil sie, auch sie, die Wahrheit liebten und lieben. Dann faßt man erst, was es heißt: die Wahrheit lieben, und spürt es am eigenen Leib, im eigenen Gesicht — wie Thau auf den Wangen am frühesten Morgen; so, wie etwa manchmal im Feld, wenn man nachts, ein sozusagen mit Sack und Pack hingefallen gewordener Krieger vor Gott dem Herrn, erschöpft und traumlos im Freien schlief, oder zeitig, den Schlaf noch kaum aus den Augen, auf Wache stand. Und

da ich auf einem vorgeschobenen Posten die Wahrheit mitverteidigen darf, auf einem Posten, auf dem einer leicht sich selbst entfremdet wird (weshalb er doppelte Wachsamkeit und äußerste Zurückhaltung erfordert), so lasse ich, so Gott will, meine ganze Dankbarkeit dafür am liebsten schweigend in den Resonanzraum des kommenden „Brenner“ eingehen, hoffend, daß er — ein Abglanz nur und Vorbote des Lichts — das Dunkel ver scheuchen und den Tag heraufführen helfe, nach dem wir uns sehnen. Den Sonn- und Feiertag, den endlich anbrechenden Tag des Herrn, wie alles Ewige in diesem rätselhaften Raume der Zeit gleich nah und gleich fern, der uns mit seinem Morgenglanz vollends die Augen öffnet, den Himmel tiefer über uns blauen läßt und uns in die Freiheit der Kinder Gottes stellt. Den Tag des enthüllten Antlitzes der neuen Erde und des zukünftigen Gottesfriedens, da das Frühere vergangen, alle Tränen abgewischt sein werden und „die heilige Stadt, ein neues Jerusalem aus dem Himmel von Gott herniederkommen wird, ausgestattet wie eine Braut, die für ihren Mann geschmückt ist“. Den strahlenden Tag der Wiedergeburt im Herrn, da wir — im Geist und in der Wahrheit auf dem Boden der Wirklichkeit stehend — uns endlich als Brüder Christi erkennen.

Es grüßt Sie in Hochschätzung

Ihr ergebener

Ludwig Ficker

Anläßlich der 50. Wiederkehr des Todestages von Georg Trakl war Ludwig von Ficker aufgefordert, allein zu bestimmen, wer in diesem Gedenkjahr den Georg-Trakl-Preis erhalten soll. Er schlug die Dichterin CHRISTINE LAVANT vor, zu deren Ehre er am 9. November 1964 in Salzburg die folgende Rede hielt.

Herr Bundesminister!
Herr Landeshauptmann!
Meine Damen und Herren!

Lassen Sie mich zur Kennzeichnung der gegebenen Situation und insbesondere zur Wahrnehmung meiner Erkenntlichkeit vor Ihnen — denn wie sollte mir diese Feier für Salzburgs verewigten Dichter, dem ich einst Freund sein durfte, und in Verbindung damit die Auszeichnung einer noch lebenden Dichterin, die ich hochschätze, nicht nahegehen! —: lassen Sie mich also gleich sagen, was mich in diesem Augenblick bewegt.

Zunächst: es geht um einen Rückblick. Es geht um die Erkenntnis, daß im Leben eines jeden von uns, soweit er überhaupt geneigt oder genötigt ist, sich darüber Rechenschaft zu geben, eine Art Todeserfahrung dominiert, die den Geheimnissen sowohl wie den Auswirkungen seines Da- und Soseins, ob ihm das nun bewußt wird oder nicht, ob er sich dagegen sträubt oder nicht, wesentlich entspricht.

Ziemlich klar, wenn auch durch qualvolle Wandlungen seines Fassungsvermögens hindurch, dürfte das Georg Trakl gewesen sein, als er, siebenundzwanzigjährig, vor fünfzig Jahren in einem Kriegsspital zu Krakau unter Umständen starb, die bekannt und im letzten gleichwohl dunkel geblieben sind.

Aber auch das, dieses kaum mehr ganz Aufzuhellende, ins Ungewisse sich Verlierende, betrifft ja nur ein äußerlich Aufgreifbares seines Scheidens aus dieser Welt. Wichtiger und be-

trächtlicher ist, daß die Welt, die er verließ, für ihn als Kriegsteilnehmer wie als Seher, der er war, unter so grauenvollen Zeitaspekten stand, daß die Klage um die ungeborenen Enkel, die mit „Grodek“ seine Dichtung beschließt, uns heute, ja gerade heute, noch in einer Weise angehen darf, die auszuhalten und nicht zu verleugnen, schon einer gewissen Anstrengung bedarf. Denn trotz mancher Aufhellungen im Allerweltsgesicht von Gut und Böse, das Trakl so im Innersten verstörte und ihn zum Träger wie zum Opfer einer gründlicher erschreckten, einer ursprünglich bewegten Wahrnehmung gemacht hat, sind wir noch immer darauf angewiesen, uns in Trakls ausgeprägter und doch wie ausgestorbener Sehergestalt eine Geistesorientierung zu vergegenwärtigen, die, scheinbar längst überholt, nur um so deutlicher das furchtbare, vorläufig noch von unabsehbaren Anpassungs- und Verwandlungsvorgängen überspielte Sorgenantlitz der säkularen Verfalls- und Übergangszeit hervortreten läßt, in die wir heute gestellt sind.

Und fragen wir in all den Drangsalen unserer Ausgesetztheit zwischen Wagemut und Enttäuschungen: Übergang wohin? wozu? — so weist uns das Schweigen des Grabes, das sich über Georg Trakl geschlossen hat, noch einmal, und vielleicht für immer, auf die Tiefe der Verstumtheit hin, aus der sich der Gesang des Abgeschiedenen zu den Sternen unserer elenden Geschicke erhob, um zwischen den wahrgenommenen Besinnungspolen „Goldenes Auge des Anbeginns“ und „Dunkle Geduld des Endes“ dem letzten Angstausblick seiner abendländischen Wachtraumgesichte Raum zu geben, „des Menschen goldenes Bildnis verschlänge die eisige Woge der Ewigkeit“.

Was ich da vorbringe und weiterhin zu bedenken gebe — nicht zufällig wohne ich ja Trakls Grab ganz benachbart in Tirol —, das habe ich schon vor Jahren niedergeschrieben und

veröffentlicht. Nicht zuletzt, um die wahre, die ganze Fragwürdigkeit von Trakls Person und Erscheinung, samt allem Mißverständlichen, das sie umgab, möglichst greifbar herauszustellen und in ein Licht zu rücken, das einleuchtet. Darum darf es auch, glaube ich, heute noch Geltung beanspruchen. Und was so, als Abglanz einer wahrgenommenen Wirklichkeit dem Gedächtnis eingeprägt, uns nicht nur zu besserer Orientierung, sondern auch zum Aufkommen einer gewissen Zuversicht dienen mag, das ist, selbst über manche Anwendungen von Ratlosigkeit hinweg, die nicht zu erschütternde Gewißheit: daß alle Blößen, die wir uns im Leben gegeben haben, die scheinbaren wie die unscheinbaren, die kleinen wie die großen, am Ende wie mit einem Lichtmantel bedeckt und aufgehoben sind, wenn ein Strahl der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit im Tode auf uns fällt.

Dies also, meine geneigten Zuhörer, sind Gesichtspunkte der Ergriffenheit, wie sie meiner Erinnerung an Georg Trakl zugrunde liegen. Auch als deren Leitgedanken, versteht sich. Werden sie hinreichen, uns auch eine Erscheinung wie die der Christine Lavant näher zu bringen? Sie, die nicht minder eigentümlich, ja absonderlich, im Sprachraum ihrer Dichtung haust, wie Trakl einst in dem seinen, mögen auch die Verlautbarungsweisen dessen, was ihrem Aufschließungsbedürfnis im Wort den Charakter einer unumgänglichen Notwendigkeit verleiht, bei beiden völlig verschieden sein.

Hier klar zu sehen, berührt ja auch die Frage, ob ich berechtigt war, unter den wenigen, die da allenfalls noch in Betracht kommen konnten, sie, gerade sie, diese Christine Lavant, und zwar sie allein, für die Zuerkennung des Trakl-Preises in diesem besonderen Gedenkjahr vorzuschlagen. Doch kann ich mich, scheint

mir, was das betrifft, auf mich und meinen guten Willen, das Richtige zu treffen, verlassen.

Denn wohl mag es zunächst befremden, daß dieser Preis als Auszeichnung heuer einer Dichterin zufallen soll, die von Trakl vermutlich die längste Zeit keine Ahnung gehabt hat, geschweige denn, daß er je ein Vorbild für sie gewesen wäre. Aber was verschlägt das schon?! Feststellungen wie diese sind nichtssagend und hinfällig in dem Augenblick, da es gilt, Ursprünglichkeiten von so zweierlei ausgesprochener Art ruhig für sich bestehen zu lassen und sie vor dem Rundhorizont ihrer fragwürdigen Herkunft gleichwohl ins Gesichtsfeld des Vergleichbaren zu rücken. Mag sein, daß sie bei dieser Prozedur noch weiter auseinander zu treten scheinen, aber gerade das kann unter Umständen den Bann verstärken, den sie rückwirkend auf uns und unsere Fassungskraft ausüben. Diese Andeutung muß genügen. Darüber hinaus läßt sich ja nichts ausmachen, was im vorliegenden Fall nicht einem müßigen Beginnen gliche. Denn was die Christine Lavant für sich darstellt, für sich und, durch das Sprachrohr ihrer Dichtung, auch für uns, die wir ihr Auftauchen staunend verfolgten, das reicht in Abgründe einer Leiderfahrenheit hinab, die niemand mit ihr teilen kann.

Was uns aber angehen darf und muß, das ist die formale Bewältigung dieses Überwältigtseins von Drangsalen aller Art im Resonanzbild einer scheinbar sehr diffusen, im Grunde aber ungeheuerlich verdichteten Fähigkeit zu lyrischer Vergegenwärtigung. Denn geheuer, wahrlich, ist das nicht, was da an Spürsinn und an Scharfsinn aufgeboten ist, um in zahlreich abgewandelten Nacht- und Taggesichten das überraschende Vexierbild eines Selbsterlösungsdranges vor uns aufzurollen, in welchem Wund- und Nahtstellen kaum noch überstandener, an Leib und Seele ausgestandener Schmerzen beständig bloßgelegt

und wieder aufgerissen werden. Was da vor sich geht, unerschrocken und erschreckend getreu auch den Spiegelbildern dieser Lyrik anvertraut, gleicht so wohl eher einem Selbstzerfleischungsprozeß, vor dem wir, bei allem Mitgefühl, soweit wir Selbstgeprüfte sind, zunächst doch etwas sprachlos stehen; vollends ein Mensch wie ich darf sich vielleicht da fragen: wie kann, wie soll denn nur, was hier sonor und scheinbar unerhört zum Himmel schreit, wieder zum Abklingen gebracht werden, solange selbst der Sprachleib dieser Dichtung (ein unwillkürlich und geradezu unheimlich auf Eindrücke, besonders erdnahe, der Außenwelt reagierendes Instrument) wie mit Nesseln geschlagen ist. Denn was sich da in einem Zustand gleichsam permanenter Schlaflosigkeit abspielt, um mit einem jeden Wort entschlossener Hingabe an ein auszukostendes Verhängnis immer wieder nur und sozusagen unaufhörlich bittere Urständ in einem kaum zu unterdrückenden Fluch, in einer ganz und gar bedachten, Schutzgeister und Himmelsboten jeglicher Art kühn herausfordernden Anklage zu feiern, das ist in dieser Zuspitzung, dieser Aufgewühltheit ohne Beispiel heute. Das gehört einem Erlebnisbereich an — nun, da kennt sich unsere Lavant eben aus. Da kann man ihr nichts vormachen, auch wenn manches von dem, was ihr da ungescheut vom Herzen kommt und wahrlich nicht wie Honig von den Lippen fließt, wahren Lästergebeten gleicht und, notgedrungen so, den Anschein von Verrücktheit erweckt. Von Verrücktheit, ja. Oder wie anders möchten wir dieses ja nur scheinbar außer Rand und Band geratene Lyrikgefüge benennen, das da — von der „Bettlerschale“ angefangen, über die „Spindel im Mond“ und manches seltsam Erzählte hinweg, bis hin zum „Pfauenschrei“, diesem sonderbaren Kreaturlaut vor dem Sinken der Sonne — uns so gefangen nimmt, daß es einem zunächst fast Hören und Sehen

verschlägt. Bis wir, wachgerüttelt und wieder bei Besinnung, plötzlich zu kapieren beginnen: Sollte uns da am Ende (wie merkwürdig!) gar ein neues Licht aufgehen? Ein Morgenlicht, wenn wir wollen! Eine wiedergewonnene Tageszuversicht, soferne wir uns nur genügend klarzumachen verstehen, daß unter dem rings und weithin brennenden Abdankungshimmel der modernen Lyrik, noch dazu in nächster Nähe von uns, ein so tiefes Brunnenverlies des Trostes existiert, in dem wir unsere Hoffnung versenken können, wie dieses unausgeschöpfte, in sich beruhende und doch ständig bewegte Wort der Christine Lavant.

Und so mag denn auch auf sie und das aufgeschlossene Gesicht ihrer Dichtung (insofern seine Leidenszüge, deutlich oder undeutlich, uns noch von Grund auf berühren) zutreffen, was ich — in Rücksicht auf Trakl und andere Schicksale in Menschengestalt, die mir nahegingen, mich ansprachen und, jeweils entschwunden, mich zu erhöhtem Nachsinnen über ihr Fortlebendes, ihre Dagewesenheit in persona bewogen — mir einst notdürftig so zu erklären versuchte:

Wir Menschen, in Übermut wie in Niedergeschlagenheit Opfer, oft ganz ratlos gewordene, unserer Ausgelassenheit wie unserer Erschöpfungszustände auf den Tummelplätzen dieser Welt, sind nun einmal schrecklich verspielte Kinder großherzig entbrannter göttlicher Schöpferansprüche, und je mehr wir das begreifen und uns danach richten, einander zu Geduld und wachsender Erkenntlichkeit gegeben. Wer immer das an sich und Mitmenschen erfahren durfte, den Sinn eines oft armselig bewegten Lebens erstaunt darin begreifend, der wird auch jede Äußerung eines natürlichen Geistesadels, soferne er nur das rechte Maß eines gehobenen Selbstbewußtseins in sich trägt und es unverblendet mitzuteilen weiß, freudig begrüßen und bewundern. Es gibt aber in einzelnen, hin und wieder denkwürdig

Ausgesonderten, auch einen Adel von Geistverstörtheit unter uns, der nahe den Feuern zeitfälliger Erleuchtungen wohnt und in seinem letzter Sichtbaren etwas Schmerzgeheiltes hat. Vergessen wir das nicht! Kein Augurenlächeln, auch nicht ein Detektivblick tiefenpsychologischen Sichauskennens in solchen Dingen wird sich diesem unübersehbaren und doch leicht schematisierbaren Sachverhalt überlegen zeigen können, es sei denn, er erhöhe sich selbst zur Höhe einer Weitherzigkeit, die sich bekloffen in unser aller Zeitpatiententum miteingeschlossen sieht. Dann aber wird ihm die Wahrheit eines Satzes einleuchten, den einst Leopold Liegler, ein unvergessener Aufspürer und Berater lyrischer Talente bei uns in Österreich, als eine Art Vermächtnis hinterlassen hat:

„Was die Liebe tut und das Opfer, die Hingabe an das Große und Ewige, aus dem wir Kraft schöpfen und Mut, das reicht aus, das letzte Geheimnis des Lebens eben noch zu erblicken und ihm zu dienen, bis ans Ende, ja bis darüber hinaus; denn niemand weiß, wo zwischen äußerster Fragwürdigkeit und allerletzter Selbstverständlichkeit die Grenze verläuft.“

Und damit möchte auch ich mich von Ihnen verabschieden, meine geduldigen Zuhörer, hoffend, daß die Distanz, die ich bereits zu allem nehmen mußte, Sie nicht gehindert hat, zu verstehen, daß und warum ich Georg Trakl und Christine Lavant, so verschieden sie auf den ersten Blick auch scheinen mögen, im Grunde doch so nah beieinander sehen mußte. Jedenfalls wäre ich froh, könnten Sie mir da (ein wenig nur) entgegenkommen und meine Ansicht teilen, daß es eine vis major, eine Kraft der Erleuchtung — ich hoffe, von oben! — war, der ich in beiden Fällen erlegen bin.

© 1965 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG
Alle Rechte vorbehalten
DRUCK : DRUCKHAUS R. KIESEL, SALZBURG